

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1989)
Heft: 1

Artikel: Über das Heimweh...
Autor: Salis Gross, Corina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Corina Salis Gross

Über das Heimweh¹ . . .

Im Sold des französischen Königs stehend, verfasste Johann Gaudenz von Salis-Seewis sein Gedicht «Lied eines Landmanns in der Fremde». Sowohl in seinen Entstehungsbedingungen – eben dem fremden Kriegsdienst – als auch in seinem Gehalt ist es für sein Thema, das Heimweh, typisch. 1803 vom italienischen Hofoperkapellmeister



J. Lipa fecit

J. G. von
Salis-Seewis –
Verfasser des
Heimweh-
gedichtes «Lied
eines Land-
mannes in der
Fremde».

Vincenzo Righini vertont, ist es bis heute in aktiver, also gesungener Erinnerung vieler Deutschschweizer und Bündner geblieben:

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn ich still an dich zurück,
Wird mir wohl; und dennoch trüben
Sehnsuchtstränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfassen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte – voll Verlangen
Denk ich immer noch an euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

...

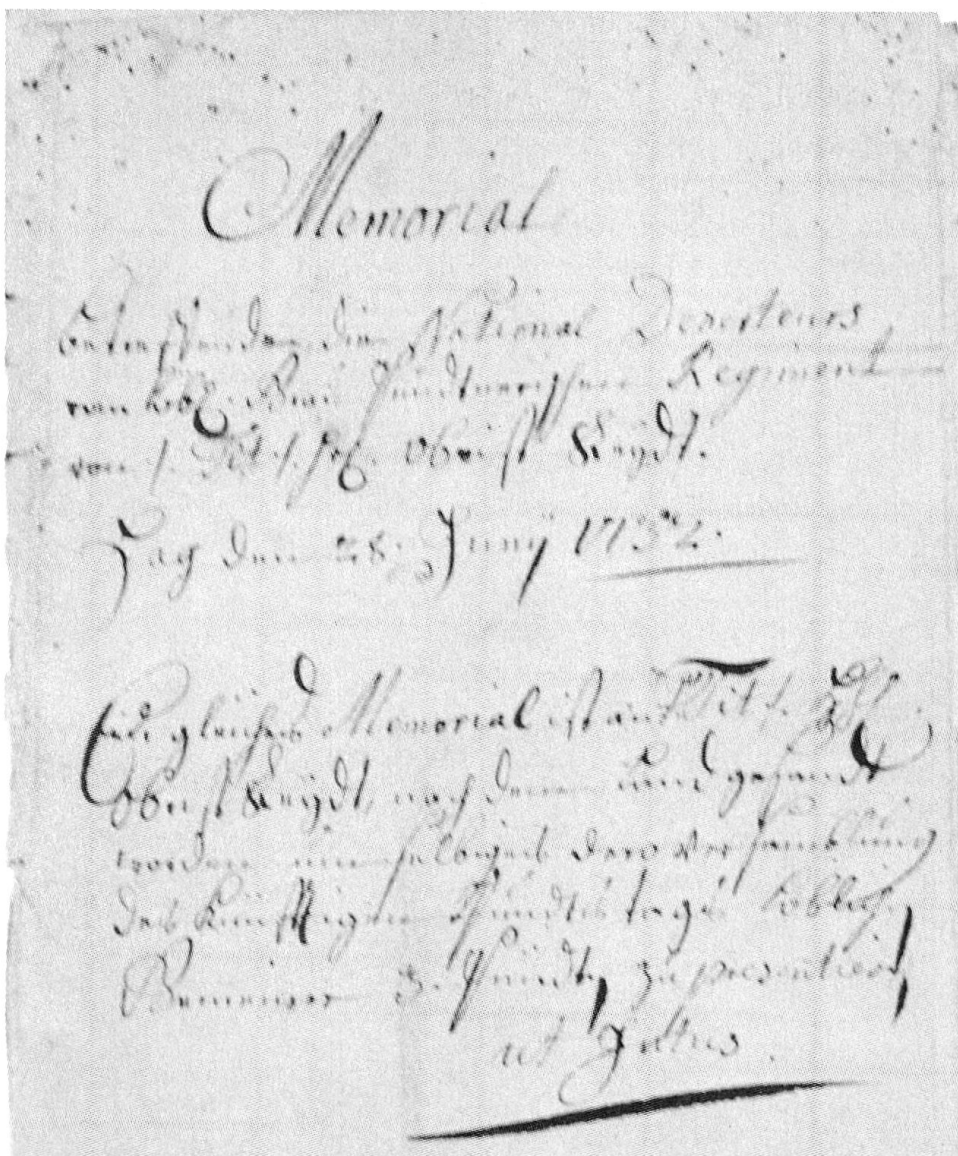
Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

...

(1964:105f)

Neben der Belletristik, die vor und nach v. Salis-Seewis über Jahrhunderte hinweg eine unsystematische Phänomenologie des Heimwehs erstellte und die deshalb einen der umfassendsten Begriffe dieser «Krankheit» hat – ohne ihn selbst allerdings immer zu nennen –, beschäftigten sich auch verschiedene universitäre Fächer mit dem Thema. Die medizinische und psychologische Literatur beispielsweise befasste sich gerne mit somatischen Auswirkungen und seelischen Ursachen des Heimwehs, sowie mit den Möglichkeiten seiner Behandlung; die Volkskunde interessierte sich hauptsächlich für die kulturellen Gründe des Heimwehs und die Personengruppen, die daran leiden; und die Jurisprudenz schliesslich bemühte sich unter anderem um die Bestrafung von Heimwehkranken, die durch gerichtlich verfolgbare Handlungen auffielen.

Der hier gewählte Blick ist bedingt durch die gegenwärtig wieder unverdächtiger gewordene sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Wort und der Tatsache «Heimat», und erscheine sie auch unter dem Begriff der «regionalen» oder «kulturellen Identität»

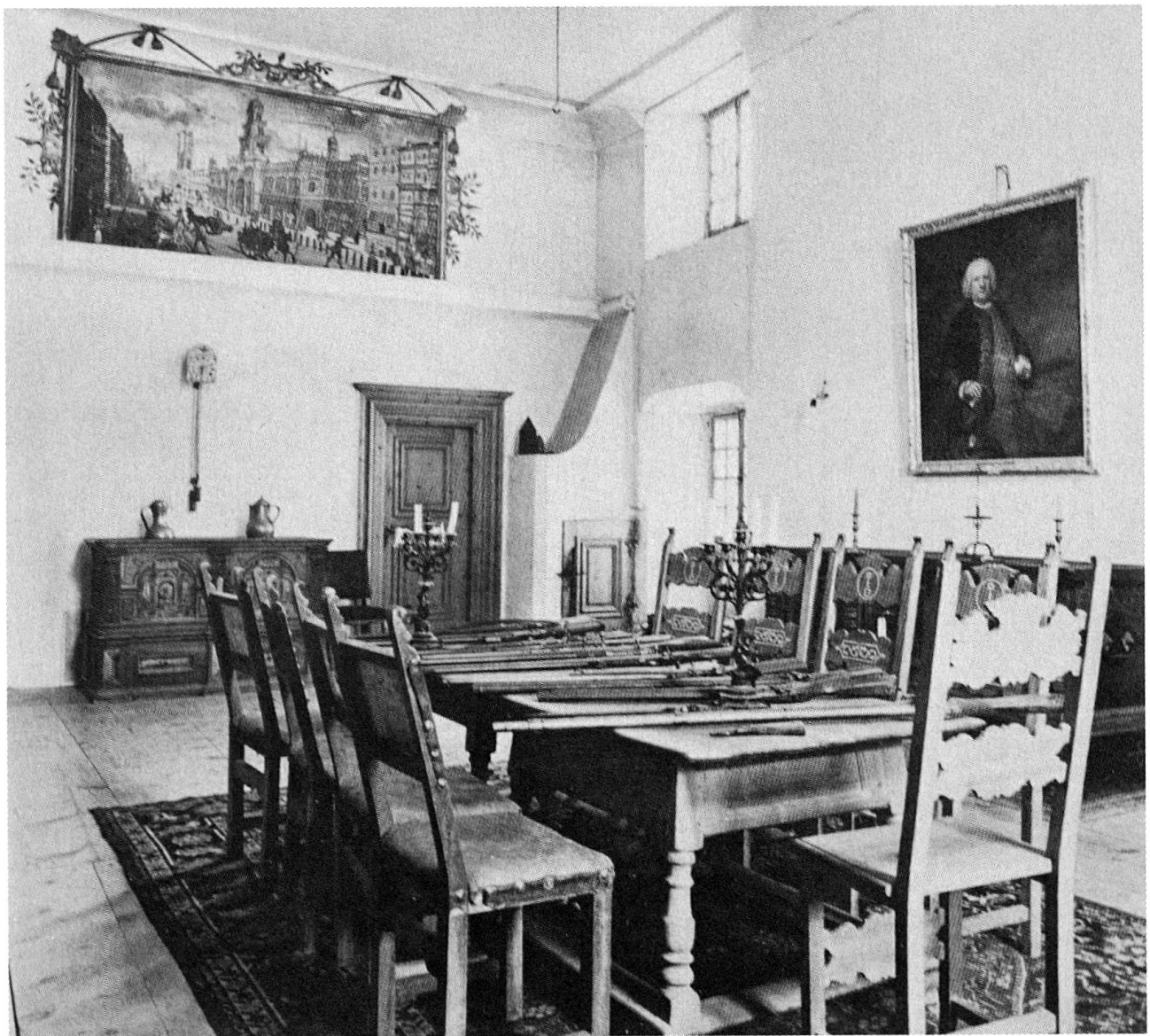


**Fremde Kriegs-
dienste als einer
der Gründe für
die Heimweh-
krankheit...
Memorial betref-
fend Deserteure
eines Bündner
Regiments...**

(Vgl. als Beispiele unter vielen: Bausinger 1986; Köstlin & Bausinger 1979; Niederer 1984). Im speziellen orientiert sich dieser Blick an einigen der sozialen Räume, auf die das Heimweh sich mit Vorliebe richtet. Er befasst sich also mit sozialen Heimwehräumen: mit sehr kleinen, mit einzelnen Personen, und mit sehr grossen, dem Staat. Von den grössenmässig dazwischenliegenden möglichen Zielpunkten des Heimwehs werden die in der Ethnologie und Volkskunde beliebten und üblichen, «handlichen», «Familie» und «Dorf» thematisiert. Das einleitend zitierte Gedicht erwähnt diese Grössen übrigens alle schon: den Staat zwar nur implizit, als selbstverständlichen Hintergrund, das Dorf auch als «Weiler», die Familie dank dem Ort, an dem sie sich trifft, der «Hütte» und der sie bewohnenden «Lieben», die Person im «Vater».

Der folgende Text bezieht sich aber nur ausnahmsweise explizit auf Graubünden. Dieser Zufall ist insofern ein Mangel, als Bündner und Bündnerinnen für die Heimwehkrankheit besonders anfällig zu sein scheinen: in dem Masse nämlich, wie die (zeitweilige) Auswanderung eine wirtschaftliche oder schulbildungsmässige Notwendigkeit, eine regionale oder familiäre Tradition war und ist. Trotz der Spärlichkeit von Verweisen auf sie können bündnerische Verhältnisse im folgenden aber mitgedacht werden. Nach besonders heimwehanfälligen Personen- und Berufsgruppen fragt der Text ebenfalls nicht. Und auch da würde bündnerisches Material sich als ergiebig erweisen: Wenigstens erwähnt seien die engadinischen Ab- und Rückwanderer, die als «randulins» sogar eine spezifische Bezeichnung erhalten haben, und die Reisläufer, die sich in fremden Kriegsdiensten je nach militäri-

... Saal im Haus Poul in Zuoz, wo die angeworbenen Söldner vor dem Abmarsch versammelt wurden.



schem Rang und Überlebenschancen auf eine mehr oder weniger glorreiche Heimkehr nach Graubünden freuen konnten. Auch – und gerade – ohne ihre heroisierende Dramatik (welche ihr Simonett [1980] genommen hat), war das Söldnertum (genauer: seine schweizerischen Vertreter) immerhin einer der frühesten und zentralen Anlässe zur (medizinischen) Diskussion des Heimwehs (vgl. Ernst 1949).

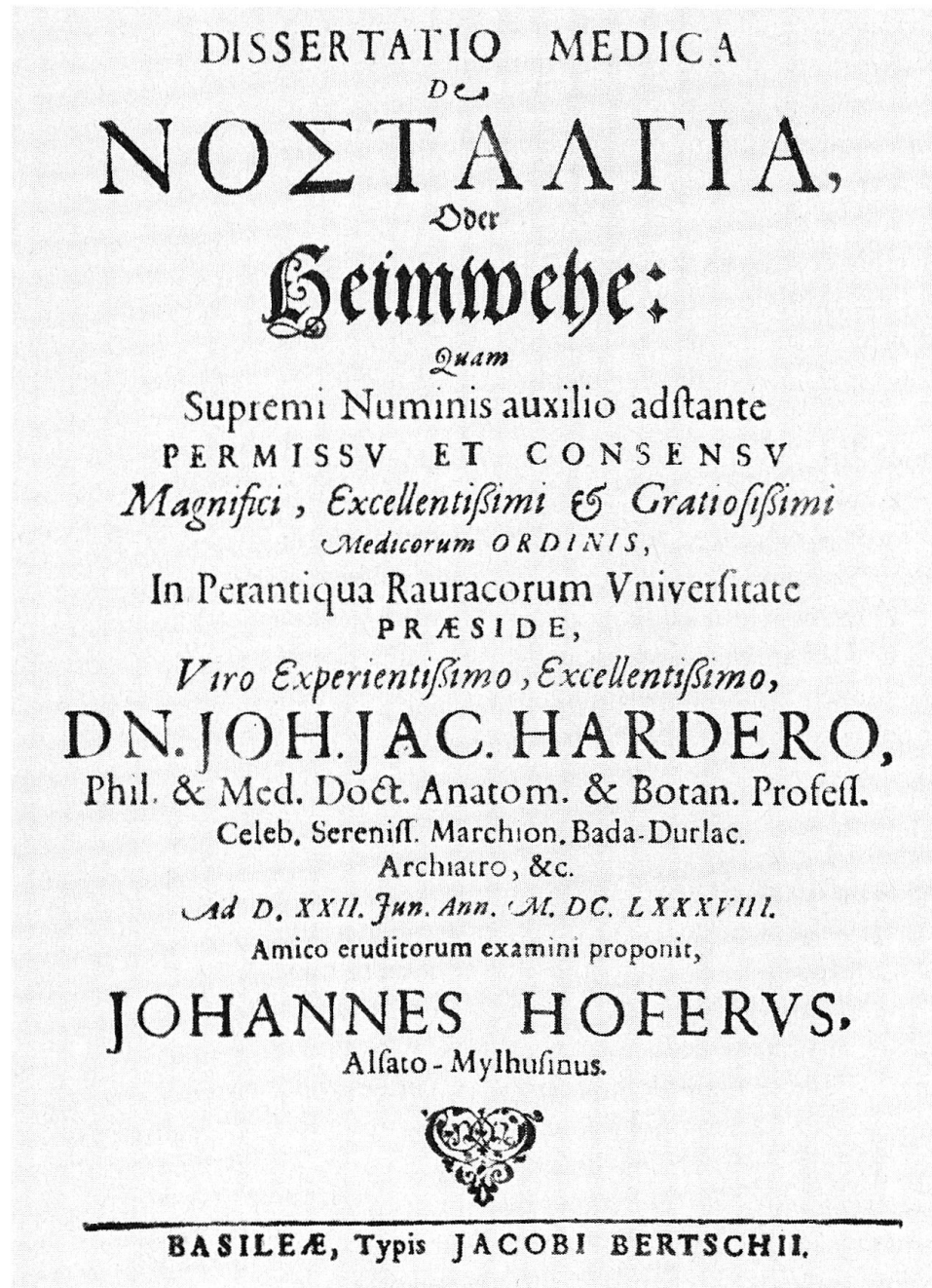
Anhand dieser Heimweh-Räume werden dann auch verschiedene Ausformungen des Heimwehs deutlich; wichtig sind dabei immer wieder ideologisierte Formen, solche, die zwar subjektiver Erfahrung entspringen können, die aber immer wieder in objektive Muster gezwungen werden.

Die sozialen Räume, auf die Heimweh sich bezieht, geben sich – wie dieses selbst auch – gerne als zweite Natur aus. So bleiben sie – wie die erste, eigentliche Natur – scheinbar unveränderlich, dem Zugriff der Zeit entzogen. Diese Vorbemerkung ersetzt eine historische Betrachtungsweise nicht, aber sie kann einleitend darauf aufmerksam machen, dass Heimat und Heimweh nur als kulturelle und damit «gemachte», eben historischen Bedingungen unterworfenen, also auch veränderbare Erscheinungen verstanden werden sollten.

. . . nach Vaterland und Staat

Wenn der Staat Heimat werden will, muss er es gegen die Schwierigkeiten seiner räumlichen und sozialen Grösse tun. Geht man davon aus, dass soziale Gemeinschaft mit gemeinsamer Tradition in einer Landschaft Heimat ausmacht (vgl. z.B. Greverus 1979:112f), sieht man, dass Staaten dieser Heimatdefinition nicht entsprechen können. Schon die Schweiz als Kleinstaat oder auch bloss Graubünden erfüllen die genannten Bedingungen nicht: Ihre Bewohner sind zu zahlreich, um eine «Gemeinschaft» zu bilden, sie beziehen sich auch nicht auf ein gemeinsames soziales oder landschaftliches Zentrum, und interne Abgrenzungen sind mindestens ebenso wichtig wie Gefühle der Gemeinsamkeit.

Solche existieren für die Schweiz auch nur ausnahmsweise in gemeinsamen Traditionen. Beispielsweise (und auch da erst seit 1848) in staatlich organisierten Bereichen und in einem verordneten Blick auf bestimmte Aspekte der Geschichte. Das Selbstverständnis kann die Schweiz so nach Bedarf als einen einzigen und zwar alpinen Raum anschauen, Mittelland, Jura, Sottoceneri usw. werden dabei vergessen (vgl. Kessler 1983). Ein tragender Staatsgedanke der Schweiz ist aber gerade auch die Betonung der Unterschiedlichkeit der Traditionen verschiedener Regionen und Kantone, der Föderalismus. Dieser kann sich zwar auf eine schweizerische Realität berufen, aber auch er ist



Der Arzt
Johannes Hofer
setzt sich in
seiner Schrift
«Dissertatio
medica de nostal-
gia. . .» bereits
1688 mit dem
Phänomen
«Heimweh» aus-
einander.

ungenau, wenn er die tatsächlich stattfindende Nivellierung lokaler Traditionen vergisst:

«Nun sprechen wir heute vielfach von einem Zerfall der Horizonte, von der Vereinzelung des Individuums in der Masse, von Mobilität und räumlicher Standortunfestigkeit, von Traditionsverlust, so dass die «Einheit des Orts» sich ebenso auflöst, wie die soziale Zuordnung und die Tradierung von Gütern und Verhaltensweisen.» (Greverus 1979:113)

Trotz dieser Nivellierung bedarf der Staat weiterhin der Identifizierung seiner Bürger und Bürgerinnen mit sich. Denn es ist in erster Linie diese Identifizierung, die ihm seine (interne) Identität verleiht; er kommt ohne sie nicht aus und er bemüht sich auch um sie, beispielsweise indem er Feste und Jubiläen feiert, indem er versucht, sich feiern zu lassen. Erfolgt die Identifizierung, kann Heimweh sich auch auf politische Einheiten beziehen. Das macht das Heimweh selbst politisch. Schon die älteste wissenschaftliche Schrift, die sich mit Heimweh befasst, nennt diesen Aspekt: «. . . so weiss ich nicht, ob ich es . . . der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit zuschreiben soll» (Hofer 1688:67).

In diesem Sinne politisches Heimweh gründet sich nicht nur auf räumliche Distanz, es kann auch zeitlich bedingt sein, und es trägt dadurch die Möglichkeit der Veränderung in sich. Einem restaurativen oder erneuernden Willen zur Gestaltung der Heimat werden die Unwiederbringlichkeit vergangener Verhältnisse und die Unrealisierbarkeit auf die Zukunft bezogener Utopien als Argumente entgegengehalten. Ein «aktives Heimatverständnis» (vgl. z.B. Bausinger 1984) wird so erschwert: «Im Begriff Heimat steckt Geschichte, Klassengeschichte, Industrialisierungsgeschichte, die in diesem Begriff gerade nicht zum Ausdruck kommen (darf), von der man Heimat (meint) befreien zu können» (Heinz et alii 1980:44).

Aber nicht nur ein solch politisches oder zeitliches, sondern auch durch bloss räumliche Entfernung bewirktes auf Staaten gerichtetes Heimweh findet nur schwer Heilung: Auch nach der Rückkehr ins ersehnte Staatsgebiet erlebt man nicht dessen Gesamtheit, sondern bloss Ausschnitte daraus. Die tatsächlichen «Satisfaktionsräume» (Zwingmann 1962) fallen nicht mit dem staatlichen Territorium zusammen.

. . . nach dem Dorf

Weniger umstritten als das Heimweh, das sich auf einen Staat bezieht, ist jenes nach kleineren sozialen und räumlichen Einheiten, zum Beispiel der Region, der Talschaft, der Gemeinde, einem ländlichen Raum, für den hier der Begriff des «Dorfes» passt, gerade auch weil er mit Heimwehvorstellungen so belastet ist.

Er impliziert, dass von Menschen überschaubare Dimensionen ihnen besser entsprechen als sehr grosse, zum Beispiel städtische oder staatliche: Der Raum dörflichen Lebens ist für die einzelnen begehbar, und zwar in doppelter Hinsicht. Sie können sich in nützlicher Frist das ganze Territorium erschliessen, ebenso haben sie eher Zugang zum ganzen Spektrum des sozialen Gefüges; sie können zumindest alle

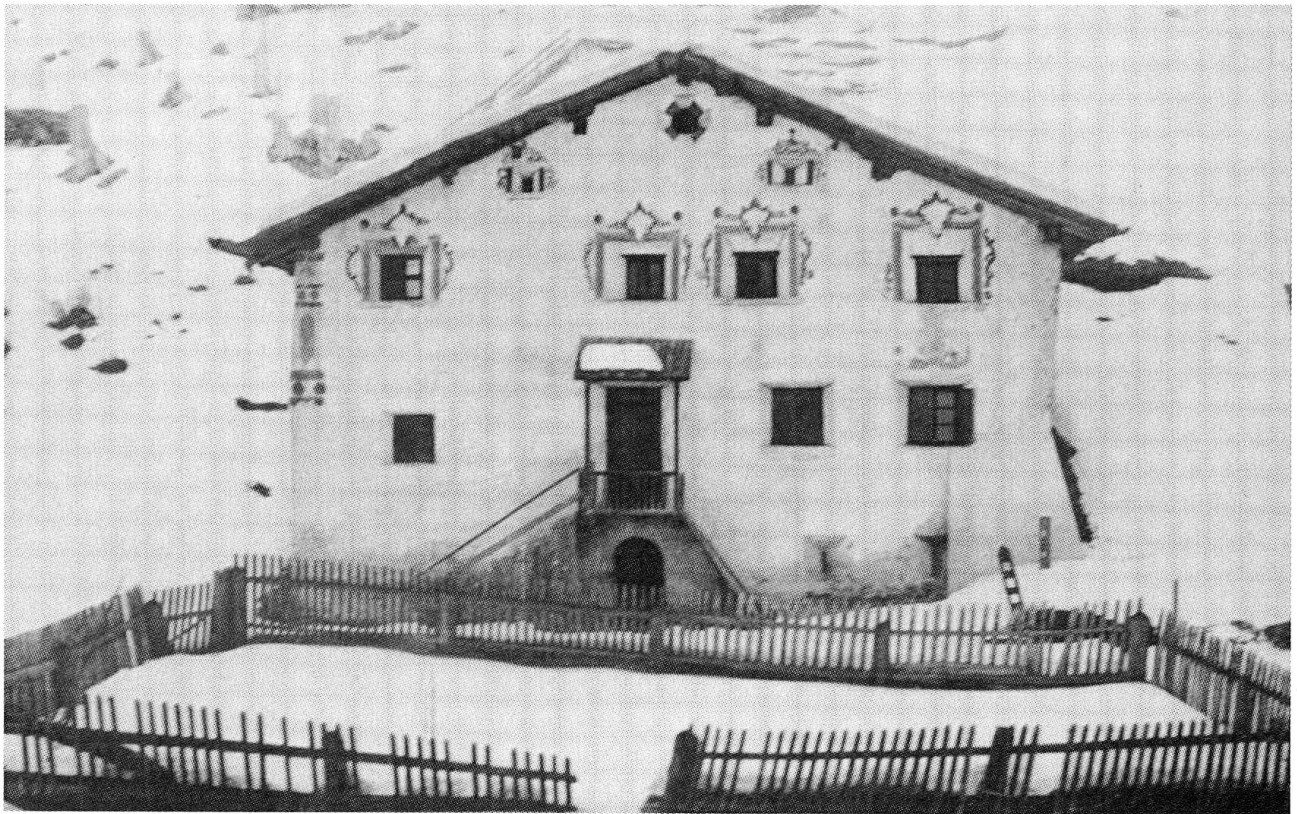
Dorfbewohner kennen und sind durch ein enges Netz von Loyalitäts- und Oppositionsbeziehungen mit ihnen verbunden.

Heimweh nach solchen begreif- und beeinflussbaren Räumen unterscheidet sich dadurch vom Heimweh nach Staaten, dass sein Bezugspunkt tatsächlich bewohnbarer Satisfaktionsraum ist. Der Staat behauptet das von sich selbst zwar auch, aber seine Überzeugungskraft liegt (allenfalls) auf ideologischem Gebiet, nicht in der Überprüfbarkeit alltäglichen Lebens. Dörfliche Heimat wird so zur «... Nahwelt, die verständlich und durchschaubar ist, als Rahmen, in dem sich Verhaltenserwartungen stabilisieren, in dem sinnvolles, abschätzbares Handeln möglich ist – Heimat also als Gegensatz zu Fremdheit und Entfremdung, als Bereich der Aneignung, der aktiven Durchdringung, der Verlässlichkeit» (Bausinger 1980:20). Heimweh nach Räumen, in denen solches möglich ist, hat Modellcharakter. Es definiert sie als Gegensatz zu Städten, zu der «... Umwelt, die am weitesten von Heimat entfernt ist...; die ihr Ausgesetzten brauchen Heimat am dringendsten...» (ebd.). Das urbanisierte Leben taugt also wenig als Heimwehraum.

Damit droht allerdings die Versuchung, den alten Gegensatz von Dorf und Stadt neu aufleben zu lassen. Es droht die Mystifizierung der dörflich-ländlichen Umgebung, gerade auch für die jüngeren Regionalismus- und Stadtfluchtbewegungen, die sich als «Pfade aus der Moderne» (Lipp, 1986) verstehen: «Wir können nicht wieder Dorf gleich Heimat als Gegensatz zur Stadt gleich Unheimat im Sinne der alten Dorfideologie setzen...» (Greverus 1979:239). Wenn der Bauer in der Stadt sich ins Dorf zurücksehnt, ist das verständlich. Wenn hingegen Städter sich nach ländlicher Umgebung sehnen, dann nicht nach erfahrener Vertrautheit, erlebter Überschaubarkeit, realisierter Reziprozität, sondern nach einem überlieferten Bild bäuerlicher Lebensweise.

Auch dieses Heimweh täuscht über Tatsachen hinweg, und zwar noch dann, wenn eine Stadtflucht tatsächlich stattfindet: Wer von den Städtern, die ins Dorf ziehen, wird denn Bauer? Wieviele von den alten Dorfbewohnern sind es noch? Wer von den Neuzuzügern arbeitet überhaupt im Dorf, benützt es nicht bloss als Freizeit- und Schlafstätte? Die Veränderung der Dörfer im Laufe der Zeit – beschreibbar auch als ihre Urbanisierung – tritt aber nicht, oder zu wenig ins Bewusstsein des Heimwehs nach dörflicher Lebensweise. Dieses vergisst ausserdem, dass auch in Dörfern Intrigen gesponnen und Konflikte ausgetragen werden – und das in ebenso handfester Form wie in den Städten –, dass auch hier Meinungsverschiedenheiten und soziale Gegensätze bestehen.

Die auch im Dorf wichtigen sozialen Aggressionen können zwar noch unterschiedlich interpretiert werden:



«Während Lorenz das ‹alte Dorf› gewissermassen als die letzte ‹natürliche› Möglichkeit sieht, um die intraspezifische Aggression in der Auseinandersetzung mit dem ‹feindlichen Nachbardorf› befriedigend und, durch die Wirkung der Hemmungsmechanismen aufgrund des Nahkontaktes, ohne Destruktion in ‹Ventilsitten› abzureagieren . . ., sieht Adorno in der Zurückgebliebenheit des Dorfes, in dem abgeschlossenen Bewusstsein eine der grössten Gefahren für eine Aggressionsbrechung.»
(Greverus 1979:202)

**Das Heim –
Begrenzung und
vermeintliche
Unverrückbarkeit
als Bedingungen
für Heimweh-
tauglichkeit.**

Mit der oft behaupteten Harmonie des Dorflebens ist es aber so oder so nicht weit her. Und das nicht nur heute und auch in hiesigen Verhältnissen. Es gibt viele Beispiele, die zeigen, dass die Stabilität der von dörflichen Gemeinschaften gewährten Identität nicht eine unerschütterliche war. Wirtschaftliche Notsituationen können zum Auswandern zwingen. Religiöse, soziale oder politische Gegensätze können ebenso zu Ausweisungen führen wie Armut: Zwangsauswanderungen als kommunalpolitische Massnahmen zur Beseitigung des Pauperismus waren im 19. Jahrhundert verbreitet; sowohl die Gemeinden selber wie auch zahlreiche Auswanderervereine zeigten hier Aktivitäten in erstaunlichem Ausmass (vgl. Greverus 1972:131; für die Schweiz (Wallis) vgl. z.B. Anderegg 1984; für Graubünden vgl. Pieth 1945: 461).

Es ist fraglich, ob sich diese Auswanderer und Ausgewiesenen nach ihren ärmlichen Lebensbedingungen und nach den Dorfmächtigen, die ihre Ausweisung veranlasst hatten, zurücksehnten. Und trotzdem ist bei ihnen Heimweh möglich. Denn es muss sich nicht in jedem Fall auf heile Verhältnisse richten. Heimweh bei diesen nicht-privilegierten Auswanderern und Auswandererinnen wird dann sogar zur wahrscheinlichen Reaktion, wenn man bedenkt, dass ihre neue Situation als Zuwanderer oft noch verheerender gewesen sein dürfte als die alte und sie ausserdem einem massiven Kulturschock ausgesetzt waren. (Vgl. Sammlungen von Schweizer Auswandererdokumenten, die Zuhausegebliebene oft vor der Migration und dem damit verbundenen Heimweh warnen [Cheda 1976, 1981; Schelbert & Rappolt 1977].)

Das Dorf zieht Heimweh auf sich. Der Gefährdung durch Mystifizierung entgeht es ebensowenig wie seine «idealen Bausteine» oder «Zellen». Es geht nun also, in einer weiteren Verengung der sozialen Heimwehräume, um das Heimweh . . .

. . . nach der Familie

Mit der Familie wird ein Heimwehraum angesprochen, der nicht mehr Heimat im umfassenden Sinne ist. Die Familie lässt vieles von dem vermissen, was Satisfaktionsräume ausmacht: Sie ist zu klein, als dass in ihr noch alle Möglichkeiten von Aktivitäten und sozialen Beziehungen gegeben sind, die ausserhalb des Elternhauses bestehen. Der Satisfaktionsraum ist zum blossen Satisfaktionswert (vgl. Zwingmann 1962) geworden.

Aber auch als solcher hat er immer noch die Möglichkeit Heimweh auszulösen. Zum Heimwehlied beispielsweise schreibt Greverus, gehöre «. . . als konstituierendes Element das Familienglück mit dem ‹Zu Hause› als einzigem Geborgenheitsraum, wobei diese Geborgenheit vor allem auf der Kind-Eltern-Beziehung beruht, während alle übrigen Faktoren einer vertrauten Mitwelt ausgeschieden werden» (1972:376).

Trotz dieser Reduktion ist die Familie ein verständlicher Bezugspunkt der «nostalgischen Reaktion» (wie Zwingmann [1962] das Heimweh nennt), verbringen doch die meisten erste, lange und wichtige Jahre in dieser Umgebung. In dieser Zeit ist genügend Gelegenheit gegeben, Bindungen entstehen zu lassen, deren Gefährdung durch äussere oder innere Trennungserfahrungen schmerzhaft sein kann. Tatsächliche räumliche Entfernung vom Elternhaus oder ein der Kinderstube Entwachsen können eine nostalgische Reaktion auslösen, die sich retrospektiv auf einen erlebten (und idealisierten) Glückszustand in der Familie richtet.

Die Familie als Heimwehraum trat in jüngerer Zeit vor allem am Beispiel der stark familiengebundenen italienischen «Zeitwanderer» in das sozialwissenschaftliche Bewusstsein ein. Verschiedene Theoretiker des (v.a. süd-)italienischen Sozialverhaltens haben der Familie Ausschliesslichkeit unter den Satisfaktionsräumen zugeschrieben (vgl. Greverus 1972:190ff). In abgeschwächter Form kann das auch für die traditionsreiche bündnerische Emigration gelten, und zahlreiche Dokumente könnten das belegen (vgl. z.B. im Registerband der neu aufgelegten Rätoromanischen Chrestomathie die Stichwörter: Abschiedsgedichte und -lieder [107], Heimat [146] und Heimweh [147]).

Trennung bedeutet auch hier immer wieder die Entbehrung der eingespielten und vertrauten Familienbeziehungen, verstärkt noch die «Anpassungs»-schwierigkeiten an die neue Umgebung. Die erhoffte «Freiheit» in der Emigration wird mit dem Verlust der Familie, dem gewohnten Sozialstatus, mit Heimweh eben, erkaufte. Bestätigung der eigenen Person ist deshalb leichter in der Retrospektive auf die Familie zu Hause möglich. Befriedigung dieser Bedürfnisse durch Familienzusammenführung oder die Gründung einer neuen Familie sind in der neuen Umgebung aufgrund kultureller, politischer und rechtlicher Barrieren erschwert und oft kaum zu erlangen.

Allerdings ist die Trennungssituation im Falle gerade der südeuropäischen Fremdarbeiter häufig nur eine zeitweilige. Das bedeutet, dass die Sehnsucht nach der Heimat und der Familie Chancen auf Erfüllung hat. Immer wieder ist es das erklärte Ziel von Fremdarbeitern, nur so lange im fremden Land zu bleiben, bis genügend Geld gespart ist, um in der Heimat über ein eigenes Haus (und eventuell das Startkapital für ein eigenes Geschäft o.ä.) verfügen zu können. Gerade in diesem Wunsch nach einem Haus – diesem wichtigen «Ort» der Familie – drückt sich stark aus, wie sehr diese (auch in ihrer Funktion als Garantin ökonomischer Sicherheit) Ziel der sehnsüchtigen Retrospektive und zugleich realisierbare Prospektive ist. Um so mehr, als die Bedeutung des Hausbesitzes im ländlichen Rahmen, dem die Emigrantinnen und Emigranten in der Mehrzahl entstammen, ein wichtiger Teil familiären Selbstverständnisses ist.

Aber auch dieses verändert sich durch die Distanz: Handfeste Konflikte können zu Anekdoten verblassen oder ganz aus dem Gedächtnis gestrichen werden. Machtgefälle und gegenseitige Abhängigkeiten können zu besonders intensiven Bindungen der Zärtlichkeit verklärt werden. Besonders gut erinnert man sich etwa an freudige Gelegenheiten und Festsituationen: An Weihnachten vermischen viele die Familie besonders stark.

Es ist vor allem eine Person, die für das Heimweh nach der Familie wichtig ist. Es ist die Mutter, welche die gesamte Familie symbolhaft vertreten kann. In unzähligen Briefstellen, Liedern, über-



**Der Arzt und
«Heimweh-
forscher»
Johannes Hofer.**

haupt Äusserungen von Heimwehkranken wird sie als primärer Bezugspunkt und stellvertretend für die ganze Familie genannt (vgl. Greverus 1972). Hofer nennt in diesem Zusammenhang, in der Nachformulierung von Scheuchzer, als Gründe für die Heimwehkrankheit u.a.:

«... eine zarte und furchtsame Auferziehung, bei welcher den Kindern mit Fremden viel umzugehen oder zu reden nicht erlaubt werde; eine allzu grosse Liebkosung der Eltern, sonderlich der Mütter gegen ihre Kinder, welche diese Muttersucht leicht zeugen können; eine allzugrosse Gewohnheit an unsere Milch-Speisen (welche sonderlich bei den An- und Einwohnern der hohen Alpen Platz findet) und Müser, insbesondere jene, die man alle Morgen den Kindern einzuschütten und oft einzuzwingen pflegt...» (Scheuchzer 1746:312f).

Wenn sich auch die Normen für die Rolle der Mutter unterdessen aufgeweicht haben, so bleibt sie doch weiterhin sehr wichtig. In relativ stark matrifokussierten Gesellschaften (eben z.B. in Süditalien) und Subkulturen (z.B. in sozial und ökonomisch marginalisierten Gruppen in Grossstädten, etwa bei unterprivilegierten Schwarzen in den USA) wird den Müttern sogar in sehr auffälliger Weise die Hauptrolle für die Garantie der Kontinuität der Familie zugesprochen.

Die Bindungen des Kindes an die Mutter sind also hier wie dort, heute wie früher, besonders intensive. Und die eben zitierte frühe Schrift bezeichnet (im schweizerischen Kontext) das Heimweh, oder doch seine familiären Aspekte, auch treffend als «Muttersucht» (Scheuchzer 1746:313), und sie weiss schon, dass, wer sich nicht aus den Bindungen an die Familie und insbesondere an die Mutter befreien kann, wer nicht den Schritt hinaus wagt und diesen als Kind schon ausprobieren darf, wer an die (Mutter-)Milch und Kleinkinder-Breinahrung fixiert bleibt, besonders heimwehanfällig sein wird. Wichtige psychosoziale Schritte der Ablösung von der Mutter und der Familie werden hier schon genannt: So zum Beispiel die Abkehr von der Mutterbrust und -milch, die Hinwendung zum «Anderen» (und später auch zum anderen Geschlecht), der Übergang von der Milch- und Brei- zur festen Nahrung – und schliesslich auch die Ablösung aus den kindlichen Bindungen an die Familie und damit der Eintritt in die Kultur der Erwachsenen.

Die hier vor aller professionellen Psychologie schon im 17. Jahrhundert formulierte Ätiologie des Heimwehs ist – gerade auch in ihrer Sozialisierung psychologischer Dimensionen – einleuchtend: Dem Heimweh, dieser Sehnsucht nach ungebrochenem Glück, bietet sich die Mutter als ideales Bild an, ist doch das Ungetrenntsein in der unbewussten individuellen «Erinnerung» der einzelnen eng an die erste Lebenszeit gebunden, wo durch die bio- und psychosoziale Nähe zur Mutter das Gefühl der Ganzheit noch am stärksten erfahren werden konnte. Moderne psychologische Erklärungsversuche zum Heimweh betonen die Bedeutung dieses Zeitabschnittes selbstverständlich ebenfalls. So schreibt Ramming-Thön in ihrer Dissertation über das Heimweh, den holländischen Psychiater Lindner zitierend: «Der Heimwehkranken sehne sich nämlich nach einem Zustand der Ungeschiedenheit zurück, der am vollkommensten in der Mutter-Kind-Uterus-Situation vorhanden war» (1958:10).

Die Mutter zieht Heimweh aber nicht nur als Stellvertreterin für die Familie auf sich, sie tut dies – wiederum wegen der frühen und intensiven Bindung des Kindes an sie – auch als Einzelperson. Diese weitere Einengung leitet über zum nächsten Abschnitt, zum Heimweh . . .

... nach Personen

Richtet sich Heimweh nur noch auf Einzelpersonen und nicht mehr auf Personengruppen, wird seine Abgrenzung gegen andere Begriffe schwierig. Vom Heimweh wurde gesagt, es beziehe sich auf Heimat. Personen – wie vorhin schon die Familie – können nicht mehr Heimat in einem umfassenden Sinn darstellen, trotzdem aber können sie nostalgische Reaktionen auslösen. Das Heimweh droht nun sich endgültig mit Vorstellungen wie Liebe, Sehnsucht usw. zu decken. Aber gerade diese Deckung macht die Sehnsucht nach einzelnen Personen und ihrem Symbolwert – ich beschränke mich hier fast ausschliesslich auf die Bezugsperson Mutter, erwähne den Vater nur kurz und lasse andere mögliche, ausserfamiliäre «Liebesobjekte» ausser acht – als Heimweh beschreibbar, allerdings unter verstärkter Zuhilfenahme psychologischer Einsichten.

Wie schon bei der Besprechung des Symbolwertes der Mutter für die Familie gesehen wurde, ist das Heimweh nach ihr für das Selbstverständnis des Individuums von grosser Bedeutung. Ein Beispiel für den heimwehkrank machenden Symbolwert der Mutter – hier nicht als Vertreterin der Familie – wird im Bild der heimatlichen Erde explizit, die in diesem Sinne gern zur «Mutter Erde» mit ausserordentlicher Bindungskraft wird: die Identitätskrise ist bei jeder Form der Abkehr von ihr vorprogrammiert. Beliebte Umgangsweisen mit dieser Krise sind offenbar weltweit Formen des Brauchtums der «Handvoll Heimaterde». Auch unter Schweizer Auswanderern, welche die «vertraute Scholle» verlassen mussten, waren manche, die «mütterliche Erde zum Andenken mitnahmen» (Schelbert 1976:275). Heute findet in verschiedenen Alternativ- und New-Age-Bewegungen die «Mutter Erde» ihre erneuerte Mystifizierung.

Auch der Staat, für den die Sicherung seines Territoriums – hier nur ein anderes Wort für Mutterboden – unerlässlich ist, macht sich die Bedeutungsschwere dieses Begriffes «Mutter Erde» zunutze: «Die Flüchtlingsgemeinden bauten dann die «Handvoll Heimaterde» in ihr Begräbnisbrauchtum ein, die Heimatblätter griffen das Thema auf, und schliesslich wurde die Heimaterde auch zu einem politischen Instrument in feierlichen Staatsakten und öffentlichen Kundgebungen» (Greverus 1979:122).

Eine Angleichung der Staats- an die Muttervorstellung geschieht auch dadurch, dass die Sehnsucht nach Geborgenheit, also das Heimweh, von der leiblichen und sozialen Mutter auf eine «Übermutter» verlagert wird. Die Mutter wird «aus dem Intimbereich ins Nationale» erhoben. Diesen Vorgang macht das folgende Beispiel aus den deutschen, dreissiger Jahren besonders deutlich: «O wohl dem Land, oh wohl dem Haus und Herd, wo liebend man die Mutter ehrt! . . . Doch Sorge, dass du nie vergisst, wer unser aller Mutter ist! . . . O Deutsch-

land! Heilige Mutter du! Siehe wir knien vor Dir!» (Adolf Holst)» (Greverus 1972:373).

Eine psychologisch formulierte Kritik äussert Bedenken auch an feiner, unbewusst als mütterlich erlebten modernen gesellschaftlichen Verhältnissen (der grobe und programmatische Wille zum bewussten Erleben dieser Gleichung besteht daneben weiterhin). Gambaroff, in Anlehnung an den «Soziopschoanalytiker» Mendel, zeigt,

«... wie sehr im unbewussten Erleben die heutige Leistungsgesellschaft mit dem Bild der archaischen Mutter gleichgesetzt wird. Das auf der unbewussten Ebene allen Menschen bekannte Bild dieser Mutter hat zwei Gesichter. Zum einen ist sie die gratifizierende Mutter mit ihren nährenden, sensorischen Gaben, ihrer Wärme und ihrer Liebe; zum anderen ist sie die archaisch böse Mutter, die zerstückelnde und vernichtende Mutter, was nach psychoanalytischem Verständnis eine Folge der Projektion der ersten, verinnerlichten Aggressionen des Kindes ist . . .» (1984:70)

Das hat verheerende Auswirkungen zur Folge, und zwar dadurch,

«... dass der Mensch in der hochentwickelten Industriegesellschaft zu einer pathologischen Regression gezwungen wird. Nicht nur das mächtige technologische Ideal lässt ihn verschwindend klein werden. Er wird noch zusätzlich durch die Konsumgesellschaft in eine . . . Regression getrieben. Dabei dürfte auf der Ebene des unbewussten Erlebens der emotionale Aspekt der guten, spendenden Mutter schon längst umgeschlagen sein in ihren bedrohlichen Anteil. Hier unterdrückt eine destruktiv verwöhnende Mutter jegliche Selbständigkeit, fördert im Gegenteil zum Zwecke einer absoluten Hörigkeit des Kindes suchartige Abhängigkeit.» (Gambaroff 1984:71)

Auch die hier besprochene Regression ist Heimweh. Das Ideologische an ihm ist, dass es sich nach einer schrecklichen Mutter sehnen kann, die aktive, heimatverändernde Gelüste verbietet und unterdrückt. Heimweh bleibt nur passive Sehnsucht, deren Ausdruck soziale Lähmung ist. Die Sehnsucht nach einer ursprünglichen Ungebrochenheit und ihrer sorgenfreien Versorgung, kann so nicht mehr Triebkraft für Veränderung sein, sondern nur noch passiver, statischer und deshalb letztlich selbstdestruktiver Rückzug. Verschiedene Suchtanfälligkeiten sind nur ein, allerdings spektakulärer, Ausdruck davon. Die gegenwärtig so verbreitete Suche nach «einer(!) Identität» ist ein weiterer, sie

hofft diese zu finden und dann festhalten zu können, anstatt von der real und in gesellschaftlichen Zusammenhängen erfahrenen Brüchigkeit der eigenen Subjektivität auszugehen.

Das Heimweh nach Einzelpersonen, und am besten eben das nach den Eltern, und zwar nach denen der eigenen Kindheit, macht deutlich, dass das Heimweh immer auch eine zeitliche Dimension aufweist – hier eine retrospektive. Die Sehnsucht nach frühen und besonders gern als ursprünglich verstandenen Kulturepochen, nach einem «goldenen Zeitalter», hat auf der Ebene der individuellen Biographie eine Entsprechung in der Sehnsucht nach der eigenen Vergangenheit, nach der verlorenen Kindheit. Die ausgewählten Erinnerungen aus dieser Phase meinen – bestärkt noch durch die später erlernte gesellschaftliche Bewertung dieses Lebensabschnittes – das verpflichtungs- und sorgenfreie Behütetsein, die Aufgehobenheit. Ramming-Thön schreibt deshalb über die Kindheit als Heimwehraum entsprechend:

«Als ein weiteres Moment kommt hinzu, dass die Kindheit frei von der drückenden Last einer Verantwortung und, ganzheitlich betrachtet, doch eine behütete und umsorgte Lebensphase ist. Ohne eigenes Zutun ist das Kind geborgen, denn es wird ja nicht irgendwelcher Eigenschaften wegen geliebt, sondern es ist als Ganzes angenommen und aufgehoben in der Liebe der Eltern.» (Ramming-Thön 1958:30)

Was hier aber ebenso sehr interessiert wie das erinnerte und vermittelte Bild der Kindheit selbst, ist seine Tendenz, vergangene Zustände und Zeiträume überhaupt als bessere und glücklichere anzusehen als die gegenwärtigen. Für die Unzufriedenheit mit der Gegenwart gibt es immer ausreichende Gründe. Dass Heimweh dann aber in passiver Weise auf Objekte gerichtet wird, die unsere Vorstellung von Zeit als nicht mehr erreichbar definiert, ist von Wichtigkeit für jene, die ein Interesse daran haben, dass sich die Gegenwart nicht ändert.

Aus genau diesem Interesse werden politisch auch die Sehnsüchte bekämpft, die sich auf die Zukunft beziehen, jenes Heimweh also, das auf einen erst noch zu erschaffenden Zustand gerichtet ist. Ein solches utopisches Heimweh hat potentiell aktive Komponenten, die besonders dann stark auftreten, wenn sie nicht nur private bleiben, wenn sie sich auf die Gesellschaft beziehen, diese verändern wollen. Andernfalls ist das Ziel des Heimwehs eben nur noch die private, bessere Anpassung an das Bestehende. Diese Anpassung kann so stark behindert werden, dass die Unzufriedenheit in Selbstdestruktion mündet. Der Selbstmord oder auch nur das Warten auf das Sterben sehen im Tod den ausschliesslichen Satisfaktionsraum. Ramming-Thön formuliert das (leicht feierlich) so:

«Von diesem Aspekt aus bedeutet die irdische Heimat nur Durchgang und Gleichnis («ewige Wanderschaft») und kann nie etwas Absolutes sein. Das Suchen und Finden einer geistigen Heimat . . . ist wohl die spezifische menschliche Aufgabe und Möglichkeit. Und ohne ein Eingebettetsein in umfassendere Zusammenhänge ist auch keine echte Geborgenheit und kein sinnvolles Eingegliedertsein in der irdischen Heimat möglich» (1958:30f).

Die Heimwehform der Todessehnsucht gibt abschliessend Gelegenheit, einen weiteren Personenbezug des Heimwehs zu nennen. Es geht hier um den Vater. In seiner Überhöhung als himmlischer oder religiöser Vater nimmt er uns durch unseren Tod zu sich. Der mit dem gesellschaftlichen und privaten, individuellen Gewissen identifizierte Vater bietet uns die Sicherheit der Normen und Gesetze an, ihre allerletzte Anwendung finden sie im jüngsten Gericht, das der Gottvater über uns und die Welt an beider Ende hält.

Bei dieser kulturellen, religiösen und psychologischen Bestimmtheit des Vaters ist es einsichtig, dass Heimwehkranken, welche die Unsicherheit des Lebens nicht ertragen (wollen), sich nach der letzten Gesetzlichkeit sehnen. Erst in dieser können sich ihnen die Beunruhigungen des Alltages auflösen. Dieses Heimweh ist zwar durchaus zukunftsgerichtet, aber resigniert hofft es nur noch auf eine Veränderung: die Flucht aus der Zeit.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

(v. Salis-Seewis 1964:64)

Nur im Tod – dafür gleich auf ewig – findet das Heimweh hier seine Heimat.

Sowohl retro- wie prospektives Heimweh kann also zur Flucht werden, zur resignierenden Abkehr aus einer Gesellschaft, die Integrität verweigert und die einzelnen dazu verführt, ihre Aggressionen gegen sich selbst zu richten. Entfremdung wäre ein anderes Wort für dieses

Abhandenkommen der Fähigkeit, die Wünsche, die aus dem «psychische(n) Urbild von Heimat» – der primären Liebe als Beziehungsform, die keine trennenden Grenzen kennt (Gambaroff 1984:56f) – entspringen, libidinös zu besetzen und sich der Dynamik, die gerade in der sozialen Gerichtetheit dieser Wünsche nach Ungebrochenheit liegt, auszusetzen. In diesem «Sich-Aussetzen» liegt die Sprengkraft des Heimwehs, sofern es sich nicht die Spitze brechen lässt und zu einem Heimweh wird, das sich in den Sog der Verfügbarkeit hineinziehen lässt.

- ¹ Dieser Text ist die leicht geänderte und gekürzte Fassung einer 1982 am ethnologischen Seminar der Universität Zürich verfassten Seminararbeit. Wichtige Anregungen verdanke ich D. Kessler.

Anmerkung

Anderegg, Klaus

- 1984 Auswanderung und Delinquenz. Das Abschieben von Walliser Strafgefangenen nach Amerika im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 80: 183–200.

Bibliographie

Bausinger, Hermann

- 1980 Heimat und Identität. In: Köstlin & Bausinger 1980: 9–24.
 1984 Auf dem Weg zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Wehling, Hans-Georg (Redaktor): Heimat heute. Stuttgart: 11–27.
 1986 Kulturelle Identität – Schlagwort und Wirklichkeit. In: Bausinger, Hermann (Hg.): Ausländer – Inländer; Arbeitsmigration und kulturelle Identität. Tübingen: 141–159.

Cheda, Giorgio

- 1976 L'emigrazione ticinese in Australia. Vol. I+II. Locarno
 1981 L'emigrazione ticinese in California. Vol. I+II. Locarno

Decurtins, Caspar

- 1986 Rätoromanische Chrestomathie. Bd. XV: Register. Bearbeitet von Peter Egloff und Jon Mathieu. Chur.

Ernst, Fritz

- 1949 Vom Heimweh. Zürich.

Gambaroff, Marina

- 1984 Utopie der Treue. Reinbek bei Hamburg.

Greverus, Ina-Maria

- 1972 Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M.
 1979 Auf der Suche nach Heimat. München.

Heinz, Werner; Gisela Kayser; Eberhard Knödler-Bunte

- 1980 Sehnsucht nach Identität. In: Heimat. Sehnsucht nach Identität. Herausgegeben von Elisabeth Moosmann. Ästhetik & Kommunikation. Berlin: 30–71.

Hofer, Johannes

- 1688 Dissertatio medica de nostalgia oder Heimwehe. In der deutschen Zusammenfassung von 1779 durch D. Lorenz Crell. Zitiert nach: Ernst 1949: 63–72.

Kessler, Daniel

1983 Bewertungen und Nutzungen alpiner Landschaften. Lizentiatsarbeit, Uni Bern.

Köstlin, Konrad & Hermann Bausinger (Hg.)

1980 Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Volkskunde-Kongress in Kiel 1979. Neumünster.

Lipp, Wolfgang

1986 Heimatbewegung, Regionalismus; Pfade aus der Moderne? In: Kultur und Gesellschaft, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27, Opladen: 331-355.

Niederer, Arnold

1984 Sitten, Bräuche und Traditionen als Faktoren der regionalen Identität. In: Brugger, Ernst A.; G. Furrer; B. Messerli; P. Messerli (Hg.): Umbruch im Berggebiet. Bern: 797-808.

Pieth, Friedrich

1945 Bündnergeschichte. Chur.

Ramming-Thön, Fortunata

1958 Das Heimweh. Dissertation. Zürich.

Salis-Seewis, Johann Gaudenz v.

1964 Gesammelte Gedichte. Herausgegeben von Christian Erni. Chur.

Schelbert, Leo

1976 Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Beiheft 16.

Schelbert, Leo & Hedwig Rappolt

1977 Alles ist ganz anders hier. Auswandererschicksale in Briefen aus zwei Jahrhunderten. Olten & Freiburg i. Br.

Scheuchzer, Johann Jakob

1746 Naturgeschichte des Schweizerlandes. Zitiert nach: Egli, Emil (Hg.): Erlebte Landschaft. Die Heimat im Denken und Dasein der Schweizer. Zürich & Stuttgart, 1961: 312-325.

Simonett, Jürg

1980 Bündner Deserteure. In: Jahresbericht 1979 des Rätischen Museums Chur. Chur: 38-46.

Zwingmann, Charles

1962 Zur Psychologie der Lebenskrisen (daraus: Das nostalgische Phänomen: 308-358) Frankfurt a. M.

S. 5: Kantonsbibliothek Graubünden.

S. 7 aus: 109. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden, Chur 1980, S. 41.

S. 8 aus: Terra Grischuna, Heft 2/1982, S. 95.

S. 10 und 16 aus: Ernst F.: Vom Heimweh, Zürich 1949, Frontispitz und S. 19.

S. 13 aus: Peer, A.: Das Bündner Bauernhaus. Sonderdruck aus Jahresbericht 1961 der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden, S. 141.

Abbildungsnachweis